Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939 Januar Heft 1

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Mehr sein als scheinen!

Wenn in der germanischen und deutschen Geschichte seit zwei Jahrtausenden die volkhaften Kräfte in großen Persönlichkeiten erscheinen, so kann man unter diesen wieder zwei Grundgestalten unterscheiden, die freilich zuweilen ineinander übergehen. Die eine ist der große, auf ererbter oder erworbener Macht stehende Führer oder König; der andere ist der treue Gefolgsmann, der mehr im stillen wirkt, auf dessen Schultern eine Verantwortung ruht, die selten nach außen sichtbar wird, weil sie nicht auf äußere Wirkung gerichtet ist. Die Gestalt dieses Getreuen hat etwa in dem getreuen Eckart seine mythische Verkörperung gefunden. Die beiden Grundgestalten entsprechen zwei Wirklichkeiten: das Entflammen der im Volke als Menge wohnenden Triebe und Gefühle erfordert andere Wirkungsmittel als der tägliche Dienst an der Seele des Volkes, den dieser für seine Aufgabe hält. Das höchste Herrscheramt bedarf vielleicht einer gewissen Losgelöstheit von Bindungen, die an sich ewig und unverbrüchlich sind, die sich aber irgendwie mit den Forderungen des Tages auseinandersetzen müssen. Das Amt des getreuen Eckart aber ist es, immer wieder diese ewigen Gesetze mahnend und ratend zu Worte kommen zu lassen, ja sie selbst zu verkörpern.

So kommt es, daß das Urbild des Volkes, die Volkheit, sich oft weniger in der genialen, einmaligen Herrschergestalt offenbarte, so vorbildlich sie für alle Zeiten sein mag; als vielmehr in jenem an zweiter oder dritter Stelle stehenden oder rangmäßig überhaupt nicht einzureihenden getreuen Eckart, der das Gewissen des Volkes ist, das allezeit jenem Manne auf der höchsten Höhe ratend und raunend hörbar sein muß — will er über den lauten Fanfaren des Tages nicht die ewige Stimme des Volkstums überhören. Denn diese ist doch immer, unbeschadet aller Forderungen des Tages, letztes Ziel und tiefster Inhalt aller germanischen und deutschen Politik gewesen.

Wie alle Grundzüge germanischen Wesens, so finden wir auch diese Zweiheit in der deutschen Heldendichtung mit menschlich naher Lebendigkeit wieder. Aus diesem engen Verhältnis des Gefolgsmannes zum Führer ist ja die Heldendichtung selbst erwachsen,

und darum spricht sie uns heute wieder so unmittelbar an, darum sind ihre Gestalten uns wieder lebendig geworden. Schon in der Schilderung des Tacitus in seiner Germania treten uns die Leute des „Ambacht" lebensvoll entgegen, wie sie uns in unmittelbarer germanischer Überlieferung späterer Zeit wieder begegnen. Da ist der in Kriegen ergraute „Veteranus"; oft ist er der Vorkämpfer und Bannerträger; fast immer der Erste im Rate, der bewährte Diener, der doch um keinerlei äußere Ehre dient: weil er ohne jenen äußeren Ehrgeiz ist, der immer nur Scheinleistungen, nicht aber Wirkungen auf die Dauer und in die Tiefe erzielt. Der germanische Recke von dieser Art hat solchen falschen Ehrgeiz überwunden, denn er weiß, daß der Schein immer das Sein beeinträchtigt; er fühlt, daß die wahren Werte der Volkheit im stillen wachsen, und daß das Dauerhafte und Ewige sich niemals mit lautem Getöse ankündigt. Er kennt die Wahrheit, die Ernst Moritz Arndt, einer der volkhaftesten Deutschen, in den kurzen Satz prägte: „In dem Stillesten ist das Festeste und in dem Demütigsten das Klarste."

Diese „Demut" hat wahrhaftig nichts mit orientalischer Selbsterniedrigung zu tun; sie ist die männlichste Tugend, nämlich das feste und selbstverständliche Bewußtsein des inneren Wertes, das sich selbst von innen wertet und nicht von außen bespiegelt. Freilich setzt diese Haltung eine Reife voraus, die nichts mit resigniertem Verzicht zu tun hat und noch weniger mit jener berüchtigten „Bescheidenheit", die man so gern von geistig bedeutenden Männern erwartet. Sie ist nur möglich durch das völlige Einswerden mit der Sache, die ja in ihren letzten Ursprüngen bei dem echten Fechter und Forscher mit der Volkheit gleich ist. Wo aber Volkheit und Persönlichkeit eins geworden sind, da ist auch der vielberufene Gegensatz zwischen Gemeinschaft und Individuum aufgehoben. Denn dieser kann ja überhaupt nicht irgendwie von außen her beseitigt werden; er muß in jedem einzelnen der neuen, höheren Einheit weichen.

An solchen Eckartgestalten bietet die germanische Dichtung hervorragende Beispiele und ebenso die deutsche Geschichte und Wirklichkeit. Es liegt in ihrer Natur, daß sie nicht in leichter Begeisterung auf den Schild gehoben, sondern erst als reife Männer und in Zeiten der Not erkannt und gerufen werden. Sie sind immer in der Dichtung und in der Wirklichkeit der lebendige Gegensatz zu den ehrgeizigen und vielgeschäftigen Schranzen, die sich um Machtmittelpunkte drängen; den „hovebellen", die einem Walther von der Vogelweide das Leben schwer machten und ihn doch nicht von dem wahren Dienste an König und Volk abbringen konnten. Denn es liegt im Wesen der Dinge, daß diese den leichten Erfolg des Tages einheimsen; daß jener aber erst in den Zeiten der Not hervortritt, wenn an das Feste und Klare appelliert wird und das, was Dauer hat, zum ersten Male sichtbar wird. Dann wächst mit einem Schlage das Bild des getreuen Gefolgsmannes zu seiner wahren Größe empor; ungewollt oft selbst den in den Schatten stellend, dem er die Treue gehalten und den er durch alle Wechselfälle begleitet und geleitet hat.

Es ist kein Zufall, daß die germanischen Völker in ihrer volkhaften Dichtung für diese Gestalt des getreuen Helden von jeher eine besonders gute Witterung gehabt haben und daß sich hier Geschichte und Dichtung oft sehr eng berühren. Denn mehr als einmal sind geschichtliche Helden dieser Art auch zu Sagenhelden geworden. Das gilt vielleicht schon von dem geschichtlichen Urbild jenes getreuen Eckart, wenn wir in ihm einen Markwächter der östlichen Grenzen wiedererkennen dürfen. Ein anderes Beispiel führt uns bis in die ältesten Ursprünge unserer Heldensage zurück. Es ist der Ostgote Gesimund, dem nach dem Tode Wandalars die Königsherrschaft angetragen wurde, als Wandalars Söhne noch im Kindesalter standen. Er wies die äußere Würde zurück und erhielt den Amalersöhnen Walamir, Theodemir und Widimir das Königtum. Theoderichs Enkel Athalarich schrieb darüber in einem (von Cassiodor stilisierten) Briefe: „Daher feiert ihn bis heute der Mund der Unseren. Immer lebt in den Erzählungen fort, wer einmal das Vergäng-

liche verachtet hat. So wird durch aller Zeugnis sein Ruhm verkündet, so lange der Name der Goten lebt." Tatsächlich hat der Ruhm dieses Gesimund das Volk der Goten überdauert, denn er lebt in der Gestalt eines anderen ostgotischen Helden weiter: in dem alten Hildebrand, dem Urbilde des ergrauten Getreuen, der seinen Herrn in die Verbannung begleitet und zuletzt, nach hundert Mißerfolgen und Enttäuschungen, ihn und sein Heer wieder in die Heimat führt.

Noch urtümlicher und gewaltiger ist die Gestalt des „grimmen" Hagen, der nur ein Gefolgsmann der drei burgundischen Königsbrüder ist, der aber als Rater und als Mahner — und als Schweiger — der wahre Mittelpunkt des Königshofes ist, da er selbst am wenigsten Höfling ist. Den wahren Rang läßt auch hier erst die schwere Schicksalszeit erscheinen, in welcher der Gefolgsmann, ohne sie je verdrängen zu wollen, seine Könige überragt und allen als der wahre Führer der Nibelunge gilt. Es ist einer der meisterhaften Züge der alten Dichtung, daß dies Paar von König und Gefolgsmann im Endkampfe durch jenes andere Paar, die Goten Dietrich und Hildebrand, überwunden wird; und auch diese sind die letzten Überlebenden ihrer ganzen Gefolgschaft. Der große Schweiger Hagen, der da langbeinig und breitbrüstig, ein Trost der Seinen und ein Schrecken der Feinde, über die Stätte des Schicksals schreitet, ist ein Wechselbild und doch ein enger Verwandter jenes getreuen Eckart, ohne den kaum einer unserer großen Herrscher und Könige zu denken ist. Gerade sie sind zu Lieblingen der Volksdichtung geworden, weil das deutsche Volk sich in ihnen wiedererkannte. An der Schwelle unserer Reichsgeschichte steht jener große Otto, den man den Erlauchten nannte, weil er den Glanz der Krone nicht begehrte, sondern lieber der erste Berater des Reiches bleiben wollte. Unter seinem Enkel war es der getreue Hermann Billung, den das Volk um seiner schlichten Treue willen zu einem der Seinen, zu einem freien Bauernsohne machte; und es ehrte seinen König mit, wenn es erzählte, Otto habe ihn deshalb in sein Gefolge aufgenommen, weil Hermann frei und mannhaft sein Recht gegen ihn verfochten habe.

So ging auch Gero, der eiserne Ostmarkenkämpfer, in das Heldenlied über, weil er mit seinem geraden und tapferen Herzen einer Sache diente, die eine Sache des ganzen Volkes war. Welch ein Gegensatz zu den listigen und intriganten Höflingen, die um dieselbe Zeit am byzantinischen Hofe herrschten, mit dem damals Deutschland zum ersten Male in Berührung trat und mit dessen Namen man bis heute das unbedingte Gegenbild des freien und eigenständigen germanischen Ratgebers kennzeichnet! In der Gestalt des letzteren finden wir das Urbild jenes „eisernen Kanzlers", den das Volk in der Gestalt eines Bismarck wiederfand, und wohl ebensosehr in der eines Moltke, der seinen Soldaten die echt germanische Losung gab: Mehr sein als scheinen! Hier liegen die uralten Wurzeln ihrer Volkstümlichkeit; auch dann, wenn das Volk sie hier und da mit seinen eigenen Wunschvorstellungen geschmückt haben sollte. Nirgendwo wird dieser Gegensatz sichtbarer als in den Beratern, die unsere großen Kaiser in ihrer deutschen und ihrer italischen Kanzlei hatten. Noch der letzte große Staufenkaiser, Friedrich II., konnte in Deutschland nur mit einem aufrechten Krieger regieren, wie es der Deutschordensmeister Hermann von Salza war; in Italien war er auf gewiegte Juristen und listige Höflinge angewiesen, die von noch listigeren heimlich überwacht werden mußten.

Und wieder ist es kein Zufall, daß mit dem Ende der Staufenzeit, mit dem der germanische Königsmythos erlischt, auch diese Gestalt des Kanzlers eine ganz andere wird: er stammt nicht mehr aus der kriegerischen Gefolgschaft wie vordem, sondern aus der Zunft der Schreiber und Juristen, und damit ist er auch dem Volke fern und fremd geworden. So gleicht er dem Kanzler in Goethes Faust, und das Endergebnis ist ein Metternich mit den ihm verwandten Typen. Aber ausgestorben ist auch sein germanisches Gegenbild nicht, und große Notzeiten haben ihn immer wieder an seines Königs Seite gerufen, oft genug zusammen mit einem kriegerischen Gefährten. Sie sind zuweilen

tragisch geendet, wie Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen; sie haben auch Großes geschaffen, wie Stein und Scharnhorst, und Dank ist selten der Hauptbestandteil ihrer Ernte gewesen.

Das deutsche Volk aber hat sich stets in der Gestalt des treuen Eckart selbst wiedergefunden, und der Beiname des „Schweigers" ist nicht nur bei jenem großen Wilhelmus van Nassouwe zum Ehrennamen geworden. Es ist das eigentliche Lebenselement der Deutschheit, die „Echtheit", die nach Lagarde der höchste Ehrenname der Deutschen überhaupt ist, und die Robert Burns in dem Worte meinte: „Der Rang ist das Gepräge nur, der Mann das Gold — trotz alledem!" Das gilt sowohl für das große Reich, wie auch für jede engere Gemeinschaft, die sich hohe Ziele gesetzt hat. Das gilt aber auch von allen Erscheinungen des völkischen Lebens, in denen immer das Stilleste zugleich auch das Mächtigste ist. Die ewige Volkheit spricht nicht im Gepränge und in der Schaustellung, sondern in der Dauerhaftigkeit des beständigen Wirkens: „Laß fahren hin das allzu Flüchtige, du suchst bei ihm vergebens Rat!" (Goethe). Großartig und bewundernswert sind die steinernen Zeugen einer großen Vergangenheit. Aber sie stehen im Leeren, wenn sie nicht Zeugen der ewig schöpferischen Volkheit sind; wenn nicht immer ein lebendiger Saftstrom zwischen dem Hause des Heide- und Bergbauern und dem vollendetesten Bauwerk der sogenannten Machtkunst kreist.

Die Dauerhaftigkeit aller großen Kunst liegt nicht in dem Pathos ihrer Gebärde, nicht in der Festigkeit ihres Baustoffes; sie liegt nur in ihrer lebendigen Beziehung zu dem, was immer das völkische Lebensgesetz war, ist und sein wird. An dieser völkischen Lebendigkeit und Dauerhaftigkeit werden spätere Jahrhunderte die Deutschheit eines Zeitalters messen: was nicht in diesem Sinne volkhaft ist, das ist auch nie ein Zeugnis des Ewigen, das für uns nur in unserer Volkheit liegt. So hatte ein Forscher recht, wenn er meinte, der germanische Fachwerkbau sei dauerhafter als irgendein südlicher Steinbau. Steinerne Tempel und Paläste zerfallen, und keiner baut steinerne Ruinen wieder auf. Das scheinbar vergängliche Holz aber ist ein Zeugnis des Unvergänglichen, denn es wächst und wächst immerfort nach; so wie ein Volk sich immer aus sich selbst erneuert, weil es sich ebensowenig wie eine Eiche in eine einmalige und endgültige Form pressen läßt. In den lebendigen Bauten deutscher Art, vom Heidehofe bis zum Gildenhause in Hildesheim, wirkt das bauernentstammte Gesetz germanischer Volkheit; und es gibt bessere Kunde vom Geiste dreitausendjähriger Ahnen als irgendein ausgegrabenes Forum. Aus diesen Wurzeln werden weitere tausend Jahre deutschen Geschehens wachsen, „nicht in kalten Marmorsteinen, nicht in Tempeln dumpf und tot".

Diesem Gesetze wollen auch wir folgen, wenn wir in dieser Zeitschrift zum elften Male des Jahres Ring zu schmieden beginnen. Wir wollen nichts, als das Lebendige sichtbar machen, das seit Jahrtausenden in uns lebt. Es ist in keinem Einmaligen zu fassen, es ist nur in der lebendigen Entwicklung selbst zu erkennen; denn vor ihm sind tausend Jahre wie ein Tag. So heiße auch unser Leitwort „Mehr sein als scheinen": hinter dem vergänglichen Scheine das sichtbar werden lassen, was die dauerhafteste Macht in Germanien ist und sein wird: die ewige Volkheit.

Plaßmann.

Den Mann nenne ich groß, der alles was er erdacht und gelesen und erfahren hat, bei jeder Sache, die er unternimmt, also auch bei jedem Buch das er schreibt, vereint zum besten Zweck anzuwenden weiß, alles so anschaulich darzustellen, daß jeder sehen muß, was er selbst gesehen hat.

Georg Christoph Lichtenberg